Das Glück der Anderen.

Von Henry de Forge. Autorisirte Uebersetzung von Anna Wilke.

Sie trafen sich jeden Morgen zur selben Stunde, in demselben Omnibus, auf derselben Strecke, vom Botanischen Garten bis Batignolles.

Er — Pierre Rieux — war ein junger Schriftsteller, der sich schon eine ganz respektable Stellung unter den Literaten erworben hatte, und zwar allein durch sein Verdienst. Denn er stand ganz einsam in der Welt und hatte auch keine Protektion.

Sie — Mathilde — Angestellte in einem großen Waarenhaus am rechten Ufer der Seine — anmuthig, liebenswürdig und auffallend schön, — war ebenfalls äußerst strebsam und fleißig. Auch sie hatte keine Familienangehörigen mehr und war auf ihre eigene Kraft angewiesen.

Und beider Beruf, obgleich so verschiedenartig, brachte sie jeden Tag zusammen, indem er sie zur selben Stunde nach derselben Gegend führte.

Das erste Mal hatte Pierre, ein ernster, zurückhaltender, durch die Trauerfälle in seiner Jugend schon früh gereifter Charakter das junge Mädchen nur mit einem zerstreuten, gleichgiltigen Blick gestreift.

Sie, in tiefer Trauer, scheu, mit einem melancholischen Zug um den Mund, welcher ihrem Lächeln einen unsagbaren Reiz verlieh, hatte auch nur flüchtig, halb unbewußt, ihre großen Augen einige Male auf den Gefährten im Omnibus gerichtet.

Aber im Grunde genommen war er ihr ebenso gleichgiltig wie alle übrigen Mitfahrenden.

So verstrichen vierzehn Tage, ohne daß sich diese beiden jungen Menschenkinder näher traten. Da bot ein ganz geringfügiger Umstand, ein Taschentuch, das Mathilden aus Versehen zur Erde fiel, den Anlaß zu einer höflichen Bemerkung von seiten Pierres und zu einem freundlichen Dank ihrerseits.

Die Worte waren an sich ohne Bedeutung, aber das Eis war gebrochen und von nun an tauschten die beiden täglich einen freundlichen Gruß miteinander aus.

Pierre empfand nach und nach ein immer größeres Interesse für das junge Mädchen. Als Physiognomiker hatte er sofort in dem Blick seiner Gefährtin Eigenschaften erkannt, die ihn entzückten.

Er las aus den Zügen des jungen Mädchens absolute Lauterkeit, Herzensgüte, kindliche Einfalt und Natürlichkeit, und vor allem eine anbetungswürdige Keuschheit, welche vom Leben noch unberührt geblieben, obgleich ihr Lebenspfad ein dornenvoller war, den Gefahren und Versuchungen aller Art ausgesetzt.

Sie ertappte sich ebenfalls zuweilen dabei, daß ihr Blick mit Wohlgefallen auf Pierre ruhte. Sie kannte nicht die feine Kunst, aus der Physiognomie auf seelische Eigenschaften zu schließen, aber eine Stimme in ihrem Innern sagte ihr, daß dieser junge Mann bieder und treu sein müsse. Auch schien eine geheimnißvolle Macht sie zu ihm hinzuziehen. Der flüchtige Blick auf ein Couvert, das er in der Hand hielt, hatte sie seinen Namen entdecken lassen. Seinen Beruf als Schriftsteller errieth sie aus der mit Manuskripten angefüllten Mappe, die er täglich mit sich führte. Ob es wohl derselbe Schriftsteller sein mochte, von dem sie in Journalen Romane, Novelletten und Gedichte gelesen hatte? Diese Frage beschäftigte sie vielleicht.

Er war sicher derselbe.

Diese literarischen Werke hatten großen Eindruck auf sie gemacht. Von tiefem Gefühl beseelt, waren sie ergreifend, ohne sentimental zu sein. Sie besaßen in der That einen ganz eigenen Reiz, von dem Mathilde frappirt worden war. Und sie hatte Vergnügen darin gefunden, sich ein Bild von dem Autor zu entwerfen.

War es nicht seltsam, daß sie ihn nun gerade so fand, wie er ihr in ihren Träumen vorgeschwebt — jung, hübsch und vornehm? — —

Bald wechselten die beiden jungen Menschenkinder hie und da einige Worte.

Es schien Mathilden, als ob Pierre mit Vorliebe den Platz neben ihr wählte, und eines Tages, als er vor ihr an der Omnibusstation angelangt war, glaubte sie zu bemerken, daß er auf sie wartete, um zusammen mit ihr einsteigen zu können.

Sie zürnte ihm jedoch deswegen nicht — im Gegentheil!

Keiner der anderen Passagiere hatte dieses kleine Manöver wahrgenommen, außer einem Herrn, der ebenso regelmäßig wie das Pärchen den Omnibus auf derselben Strecke benutzte und stets seinen Platz Mathilden vis-à-vis einnahm.

Es war ein Mann in den vierziger Jahren, groß, schlank und mit ernstem, schwermüthigem Antlitz.

Aber kühner als Pierre ließ er seine Augen häufig auf seinem holden Gegenüber ruhen.

Diese Blicke berührten Mathilde jedoch nicht unangenehm. Sie fühlte heraus, daß sie weder von Unbesonnenheit noch müßiger Neugier zeugten. Sie hatten eher etwas Schmerzliches an sich. Und häufig saß der Unbekannte dann in Gedanken verloren, mit halbgeschlossenen Augen und gefurchter Stirn.

Anfangs ärgerte sich Pierre über den Herrn, aber bald hatte er constatirt, daß er das junge Mädchen nicht belästigte.

Durch den Gang der Ereignisse wurde er der stumme Vertraute des Romans der beiden jungen Leute. Und er hatte etwas sehr Mitfühlendes. Auch machte Mathilde die Beobachtung, daß von dem Tage an, wo Pierre zum ersten Male mit ihr geredet, der Unbekannte nun hauptsächlich ihm seine Interesse zuwandte. Mit Vorliebe ruhten seine Augen jetzt auf ihren Gefährten, forschend, prüfend, als ob er in seiner Seele lesen wolle.

II.

An einem Morgen — einem köstlichen Frühlingsmorgen — der Himmel lachte klar und blau auf die Erde nieder, die Sonne leuchtete golden und durchwärmte angenehm die Luft — stellte sich Pierre offiziell seiner Gefährtin im Omnibus vor.

Eine von ihm in einem Journal erschienene Novelle, die Mathilde las, bot ihm eine Gelegenheit dazu.

Er glaubte Thränen in den Augen seiner Nachbarin zu bemerken.

„Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein," sprach er tief bewegt, „daß ich mir erlaube, Sie in Ihrer Lektüre zu stören. Ich bin der Autor des Werkes ... und ich möchte Ihnen gerne meinen Dank aussprechen."

„Ersteres ist mir bekannt," entgegnete sie lächelnd. „Aber wofür könnte — sollte ich Ihren Dank verdienen?"

„Für die beiden kleinen Thränen, welche soeben auf das Papier fielen... O, leugnen Sie dieselben nicht ab: ich habe Sie trotz Ihres Schleiers entdeckt, habe gesehen, wie sie Ihre Wangen herunterrollten ... da ... dahin sind sie gefallen ... gerade neben die Namensunterschrift!"

„Es ist sehr schön, was Sie geschrieben haben," gab sie erröthend zur Antwort.

Eine kleine Pause.

Dann begann Pierre wieder:

„Würden Sie mir wohl einen großen Gefallen erweisen?"

„Wie könnte ich das?"

„Indem Sie mir das Journal überlassen."

„Warum?"

„Damit ich es mir als Reliquie aufbewahre —"

Sie sprachen ganz leise, aber dennoch lenkten Sie die Aufmerksamkeit der Mitfahrenden auf sich und wurden nun unausgesetzt von allen Seiten beobachtet. Besonders der stumme Vertraute, schien fast alle ihre Worte erlauschen zu wollen.

Da schwieg Pierre, peinlich davon berührt.

Aber als das junge Mädchen an diesem Tage ausstieg, verließ auch er den Wagen und hatte bald von der anmuthigen Leserin die Erlaubniß erhalten, sie noch ein Stückchen begleiten zu dürfen.

Und die beiden jungen Menschenkinder plauderten lange miteinander.

Er erzählte ihr von seinen Arbeiten, seinen Lieblingsideen, seinen Hoffnungen.

Als er aufhörte, begann sie ihrerseits ihm ein wenig von ihrem Leben anzuvertrauen.

„Sie stehen ganz allein — ohne Eltern?" fragte er theilnahmvoll.

„Ja — ganz allein ... Und Sie?"

„Ich habe dasselbe Schicksal."

Der Augenblick der Trennung war gekommen. Mathilde reichte dem jungen Manne zum Abschied die Hand.

III.

Sie beteten sich an.

Pierre sprach Mathilden nicht von seiner Liebe, aber er bekannte sie in einer seiner Novellen, die in einem Journal erschien, von dem er wußte, daß sie es las.

Sie verstand ihn sogleich.

Mit einem Blick aus ihren schönen Augen dankte sie ihm und für immer schwand der melancholische Zug um ihren Mund.

Das war das Geständniß ihrer Gegenliebe.

Nichts änderte sich jedoch in ihrem Leben. Die tiefe Ehrfurcht, welche Pierre für seine Freundin hegte, gab ihm die Kraft, seine Beziehungen zu ihr auf dieses tägliche kurze Beisammensein zu beschränken. Nur des Morgens erwarteten sie nun regelmäßig einander an der Omnibusstation, um während der Fahrt stets ihre Plätze nebeneinander einnehmen zu können.

Der Unbekannte, der seinen Platz nach wie vor Mathilden gegenüber wählte, hatte zuweilen Journale in der Hand, für die Pierre schrieb, und schien damit sagen zu wollen:

„Ich weiß, wer Sie sind!"

„Dieser Herr beunruhigt mich," äußerte Mathilde eines Tages.

„Wir brauchen uns vor ihm wirklich nicht zu geniren, meine theure Freundin," antwortete Pierre ruhig. „Unser Glück kann sich vor Jedermann sehen lassen.

* * *

An einem anderen Morgen — einem trüben, unfreundlichen Morgen — die Luft war kalt, der Himmel mit schwarzen, zerfetzten Wolken bedeckt, nahte sich Pierre dem Omnibus mit zerstreuter, sorgenvoller Miene, als ob ihn etwas bedrücke, das er nicht mitzutheilen wage.

Mathilde sah an diesem Tage ganz besonders schön aus. Ihre großen, schwarzen Augen glänzten, den frischen, rosigen Mund umspielte ein glückseliges Lächeln, die goldigen Löckchen stahlen sich unter ihrem kleidsamen Barett hervor und umrahmten gar anmuthig das holde Antlitz.

Als die beiden ihre Plätze eingenommen hatten, ließ Mathilde ihre Blicke zur Rechten und Linken schweifen, und nachdem sie konstatirt, daß die anderen Insassen ihnen ziemlich ferne saßen, fragte sie besorgt:

„Was fehlt Ihnen denn?"

Da gestand Pierre ihr, daß er nicht länger ohne sie leben könne, daß es ihm nicht genüge, sie täglich einige Momente zu sehen, und daß er erst glücklich sein würde, wenn ihre Existenzen vereinigt wären. Und leise, beinahe flüsternd, schloß er:

„Werden Sie meine Gattin, Mathilde!"

Das junge Mädchen erblaßte. Ein Wonneschauer durchrieselte ihren Körper. Dann legte sie vertrauensvoll ihre kleine, feine Hand in die Pierres.

Ihr unbekanntes vis-à-vis bemerkte dies. Ein Lächeln huschte über seine Lippen — aber es war ein schmerzliches Lächeln, und seine Brauen zogen sich finster zusammen.

Nun brach für die beiden Liebenden eine Zeit unbetrübten Glückes an.

Sie trafen sich jetzt stets eine Stunde vor der Abfahrt an der Omnibusstation, um noch einen gemeinsamen Spaziergang nach einem verschwiegenen Plätzchen im botanischen Garten zu machen. In dieser stillen Einsamkeit gelobten sie sich ewige Treue.

Aber niemals bat Pierre seine Braut, ihm zu gestatten, sie in ihrer Häuslichkeit besuchen zu dürfen. Um nichts in der Welt hätte er sie kompromittiren mögen. Lieber ertrug er die ihm so schwere Trennung bis zum glücklichen Tage ihrer Hochzeit.

Aber ach! dieses Glück schien noch in weite Ferne gerückt.

Der junge Schriftsteller war arm. Und seine litterarischen Erzeugnisse brachten ihm zwar viel Anerkennung, aber vorläufig noch wenig Geld ein. Um keinen Preis wolle er jedoch seine junge Gattin weiter ihren Beruf ausüben lassen. Wie sollte es ihm aber möglich sein, zwei Menschen zu ernähren, wenn er schon Mühe hatte, sich allein anständig durchzubringen?

„Das leidige Geld!" seufzten die beiden wieder und immer wieder, auf's tiefste betrübt, als sie ihre Pläne machten, ihre Berechnungen aufstellten. Währenddessen rollte der Omnibus, vollgepfropft mit lauter gleichgiltigen Menschen, die keinen Antheil nahmen an den Sorgen und Kümmernissen untereinander, weiter, hinein in die lärmende Großstadt.

Nur der „traurige Herr", wie die Liebenden ihr unbekanntes vis-à-vis nannten, betrachtete sie voll Aufmerksamkeit und Interesse.

IV.

Die Erfüllung ihrer heißesten Wünsche kam schneller, als sie zu erhoffen gewagt hatten.

Ein Roman Pierres, den er mit der ganzen Begeisterung seines Glückes geschrieben und der von einer angesehenen Zeitschrift angenommen wurde, brachte ihm ein schönes Stück Geld ein, so daß er es wagen konnte, eine Häuslichkeit zu gründen.

An einem der ersten Sommertage sollte die Hochzeit stattfinden. Ganz einfach, nur in einem kleineren Kreise von einigen guten Freunden.

Wie groß war Mathildens Erstaunen, als am Vorabend der Hochzeit, gerade in dem Augenblick, wo Pierre zum ersten Male ihre bescheidene Wohnung betrat, ein Dienstmann erschien, der einen Korb mit Blumen von seltener Pracht und einem Briefe überreichte.

„Von wem?" fragte Mathilde.

„Das weiß ich nicht."

Und während der Ueberbringer der duftenden Blumenspende sich zurückzog, erbrach das junge Mädchen hastig und voller Neugierde das Couvert. Mehrere blaue Scheine fielen heraus und bedeckten den Tisch.

„Banknoten!" rief Pierre erstaunt. „Was bedeutet das?"

Ein Brief war zugefügt. Ohne selbst nur einen Blick darauf zu werfen, überreichte Mathilde ihn ihrem Verlobten mit der Bemerkung:

„Dir kommt es zu, ihn zuerst zu lesen. Ich habe keine Geheimnisse vor dir."

Pierre dankte ihr mit einem zärtlichen Blick. Dann las er:

„Meine Freunde!

Gestattet mir, Euch diesen Namen zu geben. Bin ich doch schon seit langer Zeit mit Eurem Leben verknüpft.

Ich kenne alle Kapitel daraus und habe alle Details errathen.

Diese Blumen schicke ich Euch als Hochzeitsgabe. Ich schicke Euch auch etwas Geld, um Eure Existenz während der ersten Zeit in Eurer kleinen Häuslichkeit zu erleichtern. Ihr verdient, daß man Euch hilft, Euch ermuthigt.

Danket mir nicht. Denn ich entledige mich damit nur einer Schuld gegen Euch.

Ich habe Eure Liebe entstehen und wachsen sehen. Ich bin Zeuge Eures Glückes gewesen. Jeden Tag haben meine Augen sich daran erfreuen können. Es war süß und erquickend. Jeden Tag hat mich Eure Liebe, die ich als rein, muthig und treu erkannt habe, gestärkt, getröstet.

Muß ich Euch nicht dafür dankbar sein?

Vielleicht hat meine Gegenwart Euch zuweilen belästigt. Zürnet mir deswegen nicht. Denket daran, daß die Glücklichen nicht zu große Egoisten sein dürfen! Ihre Freude gleicht den Garben hellen Feuern in den Häusern der Reichen, denen die Frierenden aus Barmherzigkeit nahen dürfen, damit sie sich daran erwärmen können.

Und weil Ihr Euch vielleicht fragen werdet, aus welchem Grunde ich Euch dies alles schreibe, will ich Euch gestehen, daß auch ich einst, wie Ihr, jung und voll Begeisterung gewesen bin. Auch ich habe einen Liebesroman durchlebt. Auch ich bin verheirathet gewesen ...

Und jetzt bin ich allein und leide! Alle nur möglichen grausamen Enttäuschungen haben mich getroffen. Kein Schmerz ist mir erspart geblieben. Ich gehöre zu denen, die frieren — deren Seele friert!

Der Anblick Eures Glückes hat mich daran erinnert, daß auch ich einst glücklich war, es hat die einstigen fröhlichen Stunden vor mir aufleben lassen, und an Eurer so treuen Liebe habe ich mein beinahe erstarrtes Herz wieder erwärmt.

Habet vielen Dank!

Ein aufrichtiger Freund."

Der Brief trug keine Namensunterschrift.

Pierre und Mathilde fühlten das innige Verlangen, dem Unbekannten zu danken. Daher begaben sie sich lange Zeit jeden Morgen nach der Omnibusstation, in der Hoffnung, ihn dort zu treffen.

Aber niemals haben sie ihn wiedergesehen.

Heimkehr.

Von Hugo v. Gießen.

Endlich hatte der Zug die Bahnhofshalle erreicht. Wie im Schneckengang hatte er sich die letzte halbe Stunde fortbewegt. Sie hatte es schon kaum mehr ertragen können. Alle ihre Wünsche, alle ihre Hoffnungen, waren ihm vorausgeeilt, und er zog langsam seinen Weg, hielt an jeder, auch der kleinsten Station — und manchmal sogar, da war's ihr, als bewege er sich überhaupt nicht von der Stelle.

Endlich — endlich war sie nun angelangt. Schon von weitem sah sie traurig und ein wenig gebückt ihre Mutter stehen. Da verließ sie auf einmal der Muth und die Kraft. Das Lächeln schwand, und die Hand hielt fest gehallt das kleine Taschentuch, das dem herzlichen Willkommen winken sollte.

Sie zitterte, als sie den Wagen verließ. Die Augen schwammen ihr in Thränen, und wortlos, nur mit heftigem Schluchzen, fiel sie ihrer Mutter um den Hals ....

Die klopfte ihr begütigend den Rücken, und führte sie dann an der Hand, wie ein kleines Kind, vom Bahnhof fort. Ein Gepäckträger trug das winzige Gepäck.

Und als sie im Wagen saßen, streichelte die Mutter ihr die bleichen Wangen: „Mein armes Kind! Bist also doch gekommen ...."

* * *

Das war ihre Heimkehr. So kehrte sie in das Haus ihrer Mutter zurück.

Nun lag sie in ihrem Stübchen wieder, in demselben Bett, wie in all ihren Kinderjahren, wo noch keiner war, der sie erniedrigte und bedrückte. Rings um sie herum war alles noch wie früher, nur sie — sie war eine andere geworden.

Ihre Mutter saß neben ihr. „Schlaf erst, mein Kind, ruh Dich aus von der langen Fahrt und all dem andern vorher. Die Welt schaut besser aus, wenn wir sie mit ruhigen Augen betrachten."

Ach — die Mutter hatte gut reden. Wie sollte sie schlafen können, nach dem, was sie erlebt.

Schon die Tage, in denen sie auf Antwort von ihrer Mutter wartete, die hatten sie so zermürbt, daß ihr noch heute der Kopf brannte und das Herz zum Zerspringen schlug. Vier Tage lang war sie umsonst zum Schalter gelaufen — endlich hatte sie den Brief:

„Halt aus, gutes Kind, halt aus!" schrieb ihr die Mutter. Und das erschreckte sie so, daß sie laut zu weinen begann. Der Beamte hinter seinem kleinen Schiebfenster blickte erschrocken in die Höhe und öffnete das Fenster.

Da lief sie fort, an den Häusern entlang, scheu und gedrückt, als schämte sie sich vor den Menschen.

Es schien ihr ja, als könnte es n'ct wahr, nicht denkbar sein, und fast an jeder Straßenecke schaute sie wieder hinein in die lieben, zitternden Zeilen, und immer wieder schluchzte sie auf, denn was sie gelesen — war ganz wahr und richtig gewesen.

„Bleib bei Deinem Manne, mein Kind! Ich rathe Dir gut! Es ist nun mal das Loos der Frau, sich unterzuordnen. Gewohnheit macht es leicht, und manches Glück, das schon gebrochen schien, sprang nach Jahren neu und frisch empor, und hielt viel fester dann, als das, welches das erste Jahr gebracht!"

Also sechzehn lange Seiten voll bitterer Klage, geschrieben in Gram und Kummer mit Herzblut und Thränen hatten ihre Mutter nicht überzeugen können! Wer sollte ihr erst glauben und helfen, wenn ihre Mutter nicht? Dieselbe Mutter, die ihr am Tage nach der Hochzeit, noch bei der Abreise gesagt hatte: „Dein Mann liebt Dich, Kind, drum kann Dein Leben schön werden. Aber er ist ein Mann, der Stärkere neben Dir, dem Du Dich also unterordnen sollst. Doch wenn Dein Leben einmal zu schwer, zu traurig werden will, so stehen Dir die Wege zu mir frei, wie Du und wann Du auch immer kommst!"

Und nun? Kaum anderthalb Jahre verflossen, und alles nicht wahr, alles erlogen. Die Liebe des Mannes versiegt, die Thore zur Heimath verschlossen.

In jener trüben Zeit, wo sie nach so viel Schmerzen und Sorgen das Bett verließ und das kaum geborene Kind schon nicht mehr lebte, da war ihr Glück geschwunden. Damals hatte sie es gefühlt, wie die Neigung ihres Mannes langsam schwand, aber sie hatte immer wieder gehofft, wenn sie erst gesund war und wieder kräftig, dann würde sie seine Neigung zurückerobern.

Leider — war es nicht so. Körperlich zu klagen hatte sie nicht mehr, aber die alten Kräfte kamen nicht zurück. Schwach blieb sie und bleich, und in der tiefen Seelenangst um ihr Glück wurde sie vergrämt, wurde sie nervös und reizbar.

Ihr Mann ging seines Weges ruhig weiter. In seiner starken Geschäftigkeit fand er die Worte nicht für ihre Bedrängniß. Er war zu rüstig und zu gesund, um mit ihr zu dulden und zu fühlen. Sein Blick voll Liebe wandelte sich zum Mitleid. Er wandte sich von ihr — wie das Gesunde sich vor dem Kranken scheut und abwendet.

Das kleine Herz der jungen Lisa Krall sah nicht den eigentlichen Grund. Im Hause ihres Vaters, des stillen, bescheidenen Lehrers, war alles nur auf Hoffen und auf Mitgefühl gestellt. Sie lebten dort alle — wie in einer Kirche! Harmonisch und friedlich, ohne den lauten Klang der Worte, der wie ein Keil sich in die Ohren schiebt! Nun aber war sie hinein in das wilde Hasten und Treiben gerathen, hatte neugierig in das Leben geblickt, und dann scheu und befangen sich wieder in ihr Heim zurückgezogen. Ihr Mann aber fühlte sich in diesem Toben und Kämpfen wohl, er brauchte es zu seinem Dasein, denn wenn er mit starken Armen nicht all die Steine und Dämme zurückschieben und durchbrechen konnte, dann war's ihm, als versagten ihm die Pulse, als stockte sein Blut, als stände sein Herz ihm still.

Das konnte sie nicht verstehen, und statt mit seiner Energie zu wachsen und zu streben, saß sie und wartete auf die alten lieben Worte, die sie zu Haus gehört — die auch er einst zu ihr gesprochen. Statt ihrer kamen nur Zank und Streit, kam der Unfriede und das verzehrende Unglück.

Schließlich konnte sie's nicht mehr ertragen!

Da hatte sie ihrer Mutter geschrieben ....

Sie schrak zusammen. Die Kirchenuhr schlug acht — und um halb wollte er kommen. Ach — jetzt kamen wieder die Auseinandersetzungen und Erklärungen, die Vorwürfe und Ermahnungen! Und sie konnte sie nicht ertragen, konnte nicht immer wie ein folgsames Kind dastzen und ruhig bleiben. Sie mußte ihm antworten. Mochte daraus werden, was wollte.

Ihr Gatte empfing sie auch schon an der Thür. „Aber Lisa, wo kommst Du denn her?"

„Ich hab mich verspätet," sagte sie trotzig. „Wo soll ich denn herkommen?"

„Ja, aber Kind — denkst Du denn nicht an Deine Gesundheit?"

„Ich bin gesund!" Sie wandte sich ab.

„Statt dummer Antworten," fuhr er fort, „hättest Du mir lieber eine Erklärung geben sollen."

Wie ein Blitz kehrte sie zurück. „Was — dumme Antworten? Ich bin kein Kind. Ich brauche keine Erklärungen zu geben."

„So?" Er strich sich den langen, blonden Bart, aber sein Antlitz war bleich geworden.

Und dann brach der Streit wieder los. Die schlimmen Worte fielen hagelbicht und Trotz und Unwille brachten sie ganz auseinander. Schließlich warf der Mann die Thüre zu, und sie — sie lief, wie sie ging und stand, hinunter auf die Straße, dem Bahnhof zu. Nur die allernöthigsten Dinge hatte sie zusammengerafft. Die schleppte sie in einem kleinen Täschchen mit.

* * *

Nun saß sie wieder zu Haus. Schlafen hatte sie nicht können, und war deshalb bald wieder aufgestanden.

Die Mutter sprach kaum ein Wort. Wie sie da schweigend im Zimmer herum hantirte, sah sie so alt aus, daß es auch der jungen Frau die Sprache verschlug.

Wenn das alles ihretwegen war ...

Noch ehe sie's wußte, rannen ihr wieder die Thränen. Die Mutter sah es, und wieder kam sie mit ihrer weichen Hand.

„Nein, nein — nicht weinen!" Und dann ganz plötzlich, ganz zart: „Weiß — Dein Mann, wo Du — bist?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Dann — dann — werde ich's ihm schreiben."

Da sprang Lisa auf. „Mutter — Du willst —?" Die rothen Flecken auf dem blassen Gesicht glühten noch heller und leuchtender auf. „Du — Du willst —? Und alles, was Du mir am Hochzeitstag gesagt, was Du mein Lebenlang mir vorerzählt, von Deiner Liebe zu mir — Mutter, ist das denn fort? Willst Du denn wirklich — wirklich mich nicht mehr haben?"

Zwei liebe Arme schlossen sie ein. „Lieschen — Lieschen —" Sie schluckte und preßte die Lippen fest. Erst nach einer Weile fuhr sie schonend fort:

„Es ist doch meine Pflicht!" Sie strich ihr leise über den zerzausten Kopf. „Was hat er denn — was hat er Dir — denn gethan?"

Sie richtete sich auf. „Er hat mich schlecht behandelt, Mutter, er hat mich gepeinigt, mich unterdrückt."

„Kindchen, das sind doch Phrasen, die die Großstadt spricht. Womit, wodurch — hat er es denn gethan?"

Lisa wußte nicht recht die Antwort. „Durch — durch alles," sagte sie zögernd. „Er nimmt keine Rücksicht auf mich. Was ich thue, ist nicht recht, und — und —"

„Und Du wolltest's nicht erfüllen? Nicht Kind?"

Lisa schluchzte plötzlich wieder auf. „Ach Mutter, ich weiß nicht, wie Du sprichst! Du siehst mich elend, unglücklich, zum Sterben unglücklich — und Du, Du —"

„Kind, was sprichst Du für Unsinn? Sähe ich Dich wirklich schlecht behandelt — ich glaube, Du müßtest wissen, was ich dann für Dich thäte. Du bist nicht die erste junge Frau, die wieder zu ihren Eltern will — glaub mir das, Kind, mir! Und sah ich aus, als wäre ich unglücklich gewesen? Sah ich so aus, seitdem Du mich gekannt?"

Lisa sah ihr erstaunt in die Augen. „Na, also. Sag doch einmal, welche Gründe konnten es sein, daß Dein seliger Papa mich, Dein Mann nun Dich geheirathet hat? Geld, oder sonstige Vortheile? Das glaubst Du doch selber nicht! Also doch nur Liebe!"

„Ja, damals ..."

„Ja damals! Vor ein und einem halben Jahr. Aber wenn's doch einmal Liebe war, ja, Kind — dann trifft Dich eigentlich die Schuld!"

„Mich?!!"

„Ja, Dich! Warum hast Du Dir die Liebe nicht erhalten?"

Lisa schwieg still und tupfte ganz verstohlen die beiden Augen.

„Das nämlich ist die erste Pflicht der Frau. Dafür kämpft und sorgt der Mann im Leben. Dafür arbeitet er und schafft. Darum sich unterordnen, Kind, sich anpassen, denn nur was sich schmiegt, kann auch gehätschelt werden! Und nicht wahr, Töchterchen, das haben wir Beide uns doch immer gewünscht!"

Lisa sagte nichts. Sie fiel der Mutter um den Hals, und alles, was sie bedrückte, mit Thränen fiel es dort, an dieser lastgewohnten Stätte, nieder.

„Soll ich ihm schreiben? Sieh hier, bei Muttern, glaube ich, sagt sich's leichter, was Recht, was Unrecht war. Soll ich?"

Ein leises Nicken nur, — dann war der Mutter der Weg zum Telegraphenamte frei.

Einen Tag später standen zwei Frauen in der Bahnhofshalle, eine alte und eine junge, die junge aber ging zuerst dem Mann mit dem blonden Vollbart entgegen.

Der aber wartete nicht auf ihr bittendes Wort.

„Du, Schäfchen," sagte er nur und küßte sie. „Ich bin froh, daß Du Deine Energie — und daß ich Dich wieder habe. Aber warum mußte ich dazu hierher? Ging's denn nicht zu Hause?"

Er sah in ihren Augen wieder Thränen schimmern.

„Na ja, na ja," sagte er begütigend, „es ist nicht so schlimm gemeint. Ich bin nur — so 'n alter Brummbär. Der will auch gestreichelt sein. Na sicher — —"

Pfiffig.

Ein höherer Beamter wird in ein Dorf entsendet, um zu untersuchen, ob die verlangte Vergrößerung des Schulhauses dort nothwendig sei. Dies bestätigt sich in der That. Er läßt daher den Ortsausschuß zu einer Besprechung zusammenkommen, was denn die Gemeinde beisteuern wolle. Ahr man gibt ihm keine Antwort. „Nun," drängt er, „der Staat kann doch nicht für alles aufkommen — was liefert denn Ihr?"

„Mir," antwortet jetzt der Bürgermeister, „Herr Rath, mir liewern die Kinner!"

Der bestohlene Spitzbube.

„Gestern" — erzählt der Kriyser-Schani seinen Freunden — „seh' ich in einem Restaurant einen pitfeinen Ueberzieher neben dem meinigen hängen. „Halt," dent' ich, „die Gelegenheit ist günstig: Der deinige ist schon recht schäbig, der da wunderschön, und so billig kaufst du dir keinen neuen!" ...Gedacht, gethan! Draußen lach' ich in's Fäustchen — noch nie war ich mir so nobel vorgekommen! Kaum aber geh' ich hundert Schritte — da fällt mir plötzlich mit Schrecken ein, daß in meinem Rock ja noch die Brieftasche mit zweihundert Mark steckt, die ich neulich... na ja, Ihr versteht schon! So schnell ich kann, lauf' ich zurück, komm' aber schon zu spät: Der Andere war mit meinem Ueberzieher bereits fort! — Jetzt frag' ich Euch: Habt Ihr schon jemals so einen niederträchtigen Kerl, einen so infamen und ordinären Spitzbuben gesehen?!"

— Geistreiche Antwort. — Dame: „Ist es richtig, daß die Frauen länger als die Männer leben?" Herr: „Nur die Wittwen."

Im Hofbräu.

„Also, mein Kind, 'raus mit der Farb'! Wie heißt Dein heimlicher Verehrer? —"

„Herbert Baier heißt er, Vater!"

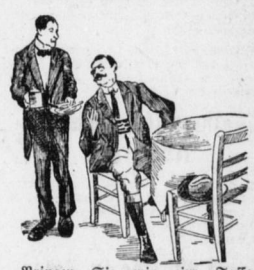
„Hm, also HB! ... Ein sympathischer Name!"

Von der Schmiere.

Direktor: „Aber ich bitt' Sie, Fräulein Schnudelhuber, ein klein's bischen könnten Sie sich doch frisiren, heut' — als Prinzessin Eboli!"

„Lassen S' mi gefälligst aus, — wo ich morgen wieder die Ophelia spielen soll."

— Abgeschreckt. „Also, Ihre Braut haben Sie gestern zum ersten Mal in einer Versammlung sprechen gehört? Die hat einen Redefluß — was?" — „O ja, ich war ordentlich stolz... aber heirathen thu' ich sie jetzt nicht mehr!"



„Bringen Sie mir eine Tasse Fleischbrühe — aber nicht etwa wieder Monokel - Bouillon!"

„Was meinen der Herr damit?"

„Nun solche, auf der nur ein Auge schwimmt!"

— Passende Gelegenheit. Hausfrer (zu einem Herrn, der auf dem Pferdemarkt eben ein Hufeisen aufhebt): „Was wollen Sie machen mit dem Hufeisen?... Nehmen Sie doch e' Loos von der Pferdelotterie dazu!"

Höhere Töchter.

Elsa (beim Anblick des Cochinchinahuhns): „Sieh 'nur, das Huhn hat an den Beinen Puffärmel!"

Mißverständniß.

Schutzmann: „Mein Herr, das Betreten der Anlagen kostet drei Mark; ich muß Sie aufschreiben."

Fremder: „Well, schreiben Sie es auf!"

— Aus dem Gerichtssaal. Richter: „Wie kamen Sie dazu, das Rad am Friedhofe zu stehlen?" Angeklagter: „Es stand so vereinsamt an das Thor gelehnt, und da dacht' ich, der Besitzer sei gestorben!"